

Und dann gibt es da noch die 300 prächtigen Photographien. „(M)anche Teile entsprechen eher einem Bild- als einem Textband“ (5). Zu nahezu jeder Aussage im Text steuert Spittler ein erläuterndes Farbfoto bei, eines schöner als das andere.

Gerhard Hauck

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i2.20>

Thomas Wagner: *Fahnenflucht in die Freiheit. Wie sich der Staat seine Feinde schuf. Skizzen zur Globalgeschichte der Demokratie*. Berlin: Matthes & Seitz 2022, 271 Seiten

„Bis weit in die Neuzeit hinein lebte ein Großteil der Menschheit ... in Gesellschaften ohne Staat“ (10), so die wenig kontroverse Ausgangsthese von Thomas Wagner. Entgegen der gängigen, das Alltagsdenken wie auch große Teile der Sozialwissenschaften beherrschenden evolutionistischen Grundüberzeugung dürfen diese Gesellschaften jedoch nicht als „Überbleibsel eines früheren, weniger entwickelten Stadiums der Menschheitsgeschichte betrachtet werden“ (22). Wie der Staat funktioniert, war ihren Mitgliedern in der Regel durchaus bekannt, ihre Angehörigen oder deren Vorfahren waren ihm meist einst selbst unterworfen gewesen und hatten sich seinem Zwangsregime durch Flucht in unzugängliche Regionen entzogen, um dort neue, „an den Idealen von Freiheit und Gleichheit orientierte Gemeinwesen, in denen alle ‚edel geboren werden‘“ (204), „Gesellschaften der Freien und Gleichen“ (14) zu gründen. „Nichts könnte daher falscher sein, als den Ursprung der Demokratie auf eine griechische Urstiftung zurückzuführen“ (ebd.) (oder sonstwo in Europa zu lokalisieren), wie es dem eurozentrischen Mainstream des westlichen Denkens bis heute entspricht.

So weit kann ich dem Ansatz von Wagner ohne Schwierigkeiten folgen. Dass die Gesellschaften ohne Staat, wie sie von westlichen Sozialwissenschaftlern im 19./20. Jahrhundert „entdeckt“ wurden, keineswegs als urtümlich – als von allen Kontakten mit staatlich verfassten isoliert – angesehen werden können, ist vielfach belegt; dass viele von ihnen früher selbst Teile von Staaten waren und sich diesen dann durch Flucht entzogen haben, ebenfalls (vgl. für viele Balandier 1974). Und dass die Ideen von Freiheit und Gleichheit ausschließlich europäischen Ursprungs sein sollen, ist und bleibt eurozentrischer Unsinn (vgl. z.B. Hauck 2003).

Die Ausführung, die empirisch-argumentative Untermauerung dieser Thesen aber ist dilettantisch. Sie läuft hinaus auf eine nach Zufallsprinzipien zusammengestellte Sammlung von Dutzenden von Anekdoten und Anekdotchen über mehr oder weniger staatsfeindlich orientierte Gesellschaften, Gruppierungen oder Personen aus aller Herren Länder und allen Epochen der Menschheitsgeschichte. Allein auf den ersten 60 Seiten kommen vor (in dieser Aufeinanderfolge): die Fon aus Dahomey, die Haudenosaunee (Irokesen) aus Nordamerika, die Guayaki und Guarani aus Paraguay und Brasilien, die Inuit aus Nordamerika, die Menschen der britischen Jungsteinzeit, die Osage aus der Sioux-Sprachfamilie in Nordamerika, europäische Zivilisationsflüchtlinge auf Malcom Island, die Kwakiutl, wiederum aus Nordamerika, die Yanomami aus dem Amazonasgebiet, die Tsimihety aus Madagaskar,

die Nuer, Tiv, Amba und Tallensi aus Afrika, die Cheyenne und Paiute erneut aus Nordamerika, die Mbuti aus Kongo, Hirtennomaden aus der Zeit von Hammurabi und verschiedener assyrischer Reiche im 1. und 2. vorchristlichen Jahrtausend, Abraham, die Bergvölker der Akha, Mosua und Zomia in Südostasien. Nicht eines dieser Beispiele wird über mehr als drei Zeilen bis drei Absätze hinaus ausgearbeitet, nicht eines kontextualisiert – wo doch spätestens seit der umfassenden Kritik an der „komparativen Methode“ von Herbert Spencer (1820-1903) in der Ethnologie und Frühgeschichtsforschung des 20. Jahrhunderts (vgl. z.B. Harris 1968; Childe 1975) sozialwissenschaftliches Gemeingut sein sollte, dass gleichartig ausschauende gesellschaftliche Institutionen und Praktiken in unterschiedlichen Kontexten völlig unterschiedliche Bedeutungen haben können.

Dazwischen wird gar noch – in gleicher Kürze – ein sozialpsychologisches Experiment referiert, in dem das Verhalten von Schimpansen mit dem von zwei- bis dreijährigen Menschenkindern verglichen wird. Der Autor schließt aus diesem Experiment, dass sich die „Frühmenschen vermutlich bereits auf eine rudimentäre Weise moralisch verhielten“ (41). Gleichheit und Gegenseitigkeit hätten dementsprechend spätestens mit dem Aufkommen des Homo Sapiens vor etwa 150.000 Jahren die Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenlebens gebildet. Um zu zeigen, wie solche Gesellschaften funktionieren, verweist Wagner auf die Studien der britischen *social anthropology* zu zeitgenössischen afrikanischen „tribes without rulers“ hin (42) – und merkt nicht einmal, dass er diese damit wieder zu urtümlichen erklärt und sich somit der gleichen evolutionistischen Sünde schuldig macht, die er zuvor so heftig attackiert hatte.

Etwas ausführlicher wendet er sich dann unter der Überschrift „Aufbruch ins gelobte Land. Exodus und Befreiung“ der jüdischen Geschichte zu (66-84). So gut die Erzählung von Moses und dem Auszug aus Ägypten auch in seinen theoretischen Rahmen passen würde – ein ihr entsprechendes Auszugsgeschehen lässt sich in seiner Sicht aus den Quellen nicht rekonstruieren. Es könne sich allenfalls um „eine kleine Gruppe von Kriegsgefangenen“ (68) handeln, die in Ägypten festgehalten worden und schließlich von dort geflohen seien. „Diese Fluchtgemeinschaften bildeten allmählich neue, nach familiären Abstammungsprinzipien organisierte politische Verbände“, „lose verbundene Stämme“, „in denen es keine Zentralgewalt und keine Klassen mehr geben sollte“ (69). „In der Bibel firmiert dieses Bündnis gegen den Staat als das Israel der ‚Richterzeit‘“ (ebd.), das 200 Jahre Bestand hatte, bis sich mit König David die Monarchie etablierte. Auch wenn diese Argumentation in ihrer atemberaubenden Kürze alles andere als schlüssig und zudem keineswegs klar ist, ob und in welcher Weise die zugrundeliegenden Texte in der Bibel als historische Quellen interpretiert werden dürfen – die These von der Akephalie der israelischen Gesellschaft der Richterzeit finde ich spannend. Nur leider wird sie überhaupt nicht ausgeführt. Die Macht- und Herrschaftsstrukturen in den Stämmen und im Bund werden nirgendwo behandelt. Außer der stereotypen Behauptung, die israelitischen Männer der Zeit würden sich „untereinander als Gleiche ansehen“ (70), findet sich dazu nichts. Für die Frauen scheint auch dies „über weite Strecken der Geschichte nicht gegolten zu haben“ (ebd.). Aber dieser Befund ist nicht so eindeutig, wie es

scheint. Biblische Erzählungen über Prophetinnen und Zauberinnen belegen, dass auch Frauen Machtpositionen erringen konnten. Wichtigster Beleg ist für Wagner das Debora-Lied, das er – ebenso wie die spöttische Abwertung des Königtums in der Jotamfabel – unerwartet in erfreulicher Ausführlichkeit wiedergibt.

Die folgenden Kapitel zu referieren werde ich mir ersparen. Es geht dabei um „Platon und die Amazonen“; die „Mongolen“ zur Zeit des Dschingis Khan; weiße „Amerikaner“, die sich indianischen Gemeinschaften anschlossen; „Piraten“ der Karibik; europäische „Sozialrebelln“; europäische „Zigeuner“-Bilder; „Vagabunden“; die europäische Linke der 1968er Jahre; und den Aufstand der Zapatistas in Mexiko. Das Problem ist überall das gleiche: Die Macht- und Herrschaftsstrukturen der angesprochenen Sozialverbände werden schlichtweg nicht behandelt. Hinzu kommt, dass der Autor sich, je weiter er voranschreitet, desto weiter von dem anfangs noch anvisierten Ziel der *Gesellschaftsanalyse* entfernt. „Vagabunden“, „Sozialrebelln“, „weiße Indianer“ und „Achtundsechziger“ sind keine *Gesellschaften*, und „Piraten“ schon gar nicht. Wenn auf Piratenschiffen oder -flotten mit bis zu 100 Mann Besatzung – Frauen und Kinder gehören selbstverständlich nicht dazu – deutlich weniger hierarchische Verhältnisse herrschten als auf den Schiffen der zivilen und militärischen Seefahrt, dann beweist dies für die Frage, ob es herrschaftsfreie *Gesellschaften* geben kann, überhaupt nichts. Und wenn die „Piraten der Karibik“ mit Kaperbriefen des britischen, französischen oder niederländischen Staats spanische Schiffe auszurauben beordert wurden (145f), wenn sie gar selbst Handel mit Sklaven und Sklavinnen betrieben (153f), ist auch die Rede von der „Demokratie unter Seeräubern“ absolut unangemessen.

Mein Fazit: Auch wenn das Buch gut geschrieben, leicht zu lesen und streckenweise sogar amüsant ist – wissenschaftlichen Ansprüchen genügt es nur sehr begrenzt.

Gerhard Hauck

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i2.21>

Reinhard Stockmann (Hg.): *Handbuch zur Evaluation. Eine praktische Handlungsanleitung*. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Münster: Waxmann 2022, 514 Seiten

Nach 15 Jahren erscheint mit dem Band 16 in der Reihe *Sozialwissenschaftliche Evaluationsforschung* die überarbeitete und erweiterte Version. Zum AutorInnenteam des *Centrums für Evaluation* (CEval) in Saarbrücken gehören neben den bereits an der ersten Auflage beteiligten Vera Hennefeld (vormals Schneider), Wolfgang Meyer, Stefan Silvestrini und Reinhard Stockmann im vorliegenden Band Lazlo Szentmarjay, Janis Wicke und Niklas Zierke. Aufbau und Grundstruktur des Handbuchs wurden im Wesentlichen beibehalten. Mit den Ausführungen zum Monitoring kam ein wichtiges Kapitel (3.) hinzu. Das Kapitel zum „sozialen Kontext“ (6.) wurde um die politische Komponente erweitert und ausgebaut.

Auch die zweite Auflage richtet sich, wie der Untertitel „Handlungsanleitung“ ausdrückt, insbesondere an die Praktiker, Evaluierende und auftraggebende Organisationen, in der wachsenden Evaluierungslandschaft. Nicht nur im Politikfeld der